

Heiliger Müll

Tastversuche im kulturellen Souterrain

Martin Scharfe

1. Zur Orientierung

1.1.

In den Kleinstadthäusern meiner Kindheit gab es zwischen dem Erdgeschoß – dem Parterre – und dem kühlen und meist feuchten Keller noch ein knapp unter der Erdoberfläche gelegenes, trockenes Zwischengeschoß: das Souterrain; die Ausdrücke hatten sich im schwäbischen Idiom bewahrt, das späte 18. oder das frühe 19. Jahrhundert mochte sie vom Rhein herübergeweht haben. Der völlig dunkle Keller war den Lebensmitteln vorbehalten: den Kartoffeln und Äpfeln in ihren Hurden, den Eiern in der Kalkbrühe, dem Kraut in der Stande, vielleicht auch dem Faß mit Most oder gar Wein. Im dämmrigen Souterrain indes lagerte man die Kohlen und allerlei Gerümpel – eben das, was in den Wohnungen störend, was vielleicht auch unansehnlich geworden war, vor dessen endgültiger Vernichtung (etwa im Feuer des Stubenofens) man sich aber scheute – oder vorderhand *noch* scheute. Für Kinder gab es hier Abenteuerliches zu entdecken; da das meiste nicht klar zu sehen war, mußten sie sich in den verschatteten Ecken und Nischen auf den Tastsinn verlassen. Die Leserin, der Leser versteht das Bild und die Szene, ist also auf intellektuelles Herumstöbern eingestellt und wird nicht ungnädig sein, wenn der Souterraingänger am Ende keine sauber gescheitelten und geschniegelten Erkenntnisse vorzulegen weiß. Gleichwohl hält er noch zwei Vorbemerkungen für angebracht.

1.2.

Die erste Vorbemerkung betrifft das Wort Müll, das so alt nicht ist und eine erstaunliche „Karriere“ hinter sich gebracht hat (wie Ludolf Kuchenbuch sagt), von der auch dieser Aufsatz profitieren möchte. Die Frage, ob es zulässig sei, mit Worten unserer Gegenwart Tatsachen und Umstände, Vorgänge und Strömungen in geschichtlicher Ferne zu bezeichnen, ist oft erörtert worden. Manche haben gemeint, es sei ganz falsch, unsere Ausdrücke auf historische Tatbestände zu übertragen, weil, wenn es das Wort nicht gegeben habe, auch kein Bewußtsein und kein Begriff von der Sache vorhanden gewesen sei; mithin könne die *Sache selbst* auch gar nicht existiert haben. Kann, darf man also von Müll reden für eine Zeit, in der das Wort *Müll* (mitsamt seinen heuti-

gen Bedeutungen!) noch unbekannt war und das Wort *Abfall* (und hier ist nochmals an Kuchenbuchs Studie zu erinnern) uns heute fremd gewordene Bedeutungsaspekte auf sich gezogen hatte? Doch dürfen wir ja vielleicht solche historischen, solche *ganz anderen* Bedeutungsaspekte (Abfall im moralischen Sinne: von einem Freund abfallen, ihm untreu werden; Abfall in religiös-mythischem Sinn: der Engel – Luzifer – fällt von Gott ab!) auch als Wink benützen für Erkundungszüge im Unbekannten: Abfall vom *Heiligen* dort, heiliger *Abfall* hier – ‚heiliger Abfall‘ nun in einem ganz anderen Sinne. Das fordert eine zweite Vorbemerkung.

1.3.

Meist nämlich hat man das Thema Abfall und Müll, soweit es überhaupt in die kulturwissenschaftliche Betrachtung einbezogen wurde, unter der großen Handbewegung des Wegwerfens gesehen, die der modernen Kultur so geläufig ist; deshalb finden sich Beobachtungen und Überlegungen, welche die entgegengesetzte Tendenz betreffen – das Aufbewahren, das Behalten, das Wiederverwenden oder -verwerten –, fast nur in Essays über Sammeln und Sammler, in der museumstheoretischen Literatur oder aber in Versuchen, das ‚Wesen‘ moderner Alltagskultur durch Kontrastierung mit der vorindustriellen Kultur herauszustellen. Wenn in solchen Erörterungen der Aspekt des Bewahrens und des *Nicht*-Wegwerfens eine Rolle spielte, geschah das mit Recht im Interesse, den Zusammenhang mit der Knappheit des ökonomischen oder des kulturellen ‚Kapitals‘ aufzuzeigen – die alte Kultur mit ihrem Mangel an Subsistenzmitteln ließ nichts ‚umkommen‘, auch das ‚unnützlich‘ gewordene Artefakt mußte noch seinen Nutzen erweisen; die neue Kultur aber, die den Verlust ihrer Werte befürchtet, stellt die alten Artefakte unter Schutz und ins Museum, um sich daran aufzurichten. Doch ist zu fragen, ob es neben diesen Bewegungen des Bewahrens, von denen die eine an die ökonomische Basis, die andere an die Entwicklung des kulturellen Überbaus gebunden scheint, nicht noch andere Tendenzen gibt, die sich als Hemmungen des Wegwerfens äußern. *Hemmung* also soll der Leitgedanke der folgenden kleinen Materialsammlung sein – gefragt wird, ob es nicht besondere Kulturbereiche gibt, denen solche Hemmung eigentümlich ist; und vorgelegt wird Stoff aus dem Bereich der Pietät, der Religion, des Sakralen, des Heiligen. Wenn dieser Stoff nun numeriert daherkommt, darf man diese Zahlenordnung nicht mit Systematik verwechseln – im Gegenteil. Die Ziffern sind als ein Abzählen an den Fingern zu verstehen; und man zählt an den fünf Fingern einer Hand ja immer gerade dann ab, wenn man sich eines inneren Zusammenhangs, einer Systematik *nicht* sicher ist.

2. *Überbleibsel im Ritual*

2.1. *Besorgung des Unbrauchbaren*

Ein erster Blick, ein überraschter und überraschender Blick gilt Dingen, die eigens für rituelle Zwecke unbrauchbar gemacht werden – und es sind keine nebensächlichen Rituale, in denen die Zerstörung des Nützlichen zu beobachten ist. Wir denken an das Richtfest des Hauses, bei dem der Zimmermann im Richtspruch seit jeher das Glas zerwirft und Scherben ‚herstellt‘, die, wie das Sprichwort sagt, Glück bringen. Die Aufrichtung des Hauses ist eine existenziell so bedeutsame Angelegenheit wie die Aufrichtung einer Ehe: der Polterabend, der Vorabend der Hochzeit, hat als Hauptinhalt nichts anderes als die lärmende Zerstörung und Zerschlagung von Geschirr und Hausrat. Der Brauch, der ehemals nicht überall zuhause war, breitet sich rasend aus, und allein schon diese Ausbreitungstendenz wirft ein Licht auf die Bedeutung der künstlichen Herstellung des Unbrauchbaren – auch und gerade in einer Zeit, der das Müllproblem über den Kopf wächst. In Zeitungsannoncen sind deshalb Aufrufe üblich geworden, man möge doch bitte den schönen Brauch des Polterns nicht zur Müll-,Entsorgung‘ ‚mißbrauchen‘.

Die Volkskunde weiß zu sagen, daß Scherben nicht nur in der Aufrichtung des Hauses und der Ehe, sondern auch im Niedergang des Lebens ihren Ort haben oder hatten. Hinzuweisen ist auf die sogenannte Totenschüssel: im Hessischen wenigstens (ich vermag derzeit nicht mitzuteilen, ob es Parallelen gibt) war es bis ins 19. Jahrhundert herein üblich, die Tonschüssel, die zur Totenwaschung verwendet wurde (nicht selten scheint es eine Schüssel gewesen zu sein, die im Leben des Verstorbenen besondere Bedeutung gewonnen hatte – etwa als Hochzeitsschüssel), nach Gebrauch zu durchlöchern – also unbrauchbar zu machen! – und dann aufzuheben; die Museen bewahren noch so manche dieser eigenartigen Totenschüsseln auf, die der Besucher nicht ohne Gruseln betrachten kann.

Am Ende möchte man gar noch auf die sogenannten Gnadenstätten hinweisen – auf Orte also, an denen es darauf ankam, ‚Teile des Ortes‘ sich anzueignen. Es wird ja gelegentlich wenigstens berichtet von hölzernen Heiligenskulpturen, aus denen sich die Gläubigen einen Splitter heraus schnitten und nach Hause nahmen – bekannter ist der Brauch, sich Sand aus dem Stein einer Kirche herauszukratzen; die Spuren davon vor allem im Eingangsbereich der Kirchen sind auch heute noch vielfach sichtbar.

2.2. ‚Schwellen‘-Deponien

Es fiel auf, daß Herstellung und Besorgung der Scherben und Splitter just mit ‚Schwellen‘-Bräuchen verknüpft sind oder waren – mit ‚Rites de passage‘ also, mit Ritualen des Übergangs bei Aufrichtung des Hauses, bei der Hochzeit, beim Tod; und es ist eine Anmerkung wert, daß solche Grenzüberschreitungen auch noch in anderer Hinsicht mit wirklichem oder vermeintlichem Abfall zu tun haben.

Nochmals ist die düstere ‚Schwelle‘ des Todes zu erwähnen. Das im ‚Atlas der deutschen Volkskunde‘ zusammengetragene Material zeigt, welch große Bedeutung die Grabbeigabe noch im 20. Jahrhundert gehabt hat – heute wird es noch nicht viel anders sein. Zwar sind es sicher nicht eigentliche Abfall-Dinge, die den Toten auf ihre ‚Reise‘ mitgegeben werden; doch handelt es sich eben in der Regel auch nicht um besonders wertvolle Objekte: es sind meist kleine, schlichte Alltagsdinge mit besonderem Bezug zum Verstorbenen. Und so gleichen zumal in größeren Städten die Friedhofsabteilungen mit Kindergräbern richtigen Spielzeugdeponien mit abgewetzten Teddybären und Puppen, mit Kinderrasseln und abgegriffenem buntem Plastikspielzeug. Der Blick zurück auf die Geschichte des Totengedächtnisses und seiner regionalen Sonderformen stößt uns auch auf den Brauch des Totenbrettaufrichtens: schlicht verzierte und mit Namen, Datum und Spruch versehene Bretter, etwa an Weggabelungen zum Gedächtnis der Toten aufgestellt. Doch ist das Totenbrett ja ursprünglich das als Bahre benützte Traggestell – ein dinglicher Überrest, der das Toten- und Bestattungsritual überdauert hat, nicht unähnlich den Überresten der Totenschüssel.

Es liegt also eine eigenartige Spannung in der hohen Bedeutung des sichtlich Unbrauchbaren, wie sie in den Passage-Riten um Tod, Hochzeit, Hausbau zutage tritt. Wenn der Aspekt vielleicht auch ungewohnt ist: die Fakten sind schon lange bekannt. Das aber kann von einem anderen ‚Schwellen‘-Ritual nicht gesagt werden, das in die aufregende Kulturgeschichte der Moderne gehört und erst seit kurzem in das wissenschaftliche Bewußtsein tritt. Gemeint ist die erstmalige Besteigung hoher Berggipfel in der Zeit kurz vor und kurz nach der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mitsamt der zunächst unauffälligen Übung des Deponierens von scheinbar nebensächlichen Gegenständen auf dem Gipfel: erwähnt werden in den fast durchweg gedruckten Erstbesteigungsberichten etwa Werkzeug, Geldmünzen, eine Flintenkugel, ein Feuerstein, das Holzgestell eines Vermessungsgeräts, ein (ein!) Handschuh. Möchte man diesen Objekten noch die Aufgabe der Dokumentation und des Nachweises der Besteigung zusprechen, so sind andere Gegenstände, von denen berichtet wird, völlig ungeeignet für solchen Nachweis, weil es nichtdauernde Dinge sind: Brot etwa oder abgenagte Bratenknochen, die ja alsbald von den Vögeln weggenommen würden oder aber verrotteten. All diese an sich wenig bedeutsamen Dinge werden in den Erstbesteigungs-

berichten ausdrücklich erwähnt – also *waren* sie bedeutsam. Doch werden sie nur *erwähnt*, aber nicht *besprochen* oder erklärt. Es wird gesagt, *daß* man die Gegenstände auf dem Berggipfel abgelegt hat; es wird aber nicht gesagt, *warum*. Man *tat* es eben, und zwar offensichtlich ohne Vorbild, aus eigenem, scheinbar spontanem Antrieb. Wenn man in Betracht zieht, daß solche gezielten Gipfelbesteigungen, die allein aus Neugierde und Erkenntnislust unternommen wurden, ein absolutes Novum in der Geschichte der Menschheit waren; wenn man weiterhin bedenkt, daß diese Aktionen gegen starke alte affektive Widerstände durchgesetzt wurden – in den obersten Regionen der Berge nämlich habe der Mensch nichts verloren, das sei das Terrain Gottes! –; wenn man schließlich zur Kenntnis nimmt, welche heftigen, durchaus ambivalenten Gefühle den Erfahrungen dieser frühen Alpinisten beigemischt waren: dann muß man wahrhaftig sagen, sie hätten eine vorher für unüberwindbar gehaltene Schwelle überschritten.

Schwellenbrauch im *Wortsinne* aber war der Versuch und heimliche Brauch, das Haus vor allerlei Unbill und Gefahr zu schützen, indem man in seinen Fundamenten ein kleines Tier, vielleicht Katze oder Hund, vergrub oder einmauerte, und ein bevorzugter Ort für solche ‚Bauopfer‘ (unter dieser Bezeichnung laufen sie in herkömmlicher Wissenschaft) war natürlich die Türschwelle, über welche das Gefürchtete, das Böse eindringen konnte. Auch diese Tierkadaver sind nicht ihres materiellen Wertes wegen wirksam, sondern aus ganz anderen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde; auch in diesem Falle also wird dem zum dauernden Verbleib bestimmten ‚Ausschuß‘ höchste Wirkkraft zudedacht.

3. *Dingreste in der christlichen Sakralkultur*

3.1. *Deponia pia*

Es sind nicht nur die direkten Erinnerungen an Verstorbene – wie etwa die der explizit katholisch geprägten Kulturtradition angehörigen, eigens nach dem Tod eines Menschen gedruckten und unter die Hinterbliebenen und Mittrauernden gebrachten Sterbezettel –, denen die Pietät gleichsam eine Hemmung anklebt: die Hemmung nämlich vor achtlosem Wegwerfen. Doch fällt an diesen den Tod und auch die gebotene Trauerzeit überdauernden Sterbezetteln auf, wie schwer es den Besitzern fällt, sich von solchen gedruckten Erinnerungen zu lösen; Christine Aka hat zu diesem Problem eine ganze Reihe von Beobachtungen beigesteuert; und nicht zuletzt hat sie auf die Peinlichkeit aufmerksam gemacht, die entsteht, wenn man als fahrlässig pietätloser

Mensch ertappt wird. Es ist deshalb für die Eigentümer von Sterbezetteln (wenigsten von Zetteln, die an nahe Angehörige erinnern) sicher entlastend, wenn sie in ihrer Nähe einen Ort wissen, wo sie die Trauerrelikte würdevoll deponieren können. Zumal einzelnen Wallfahrtskirchen scheint zunehmend die Aufgabe solcher frommen Deponien zuzukommen – so ist etwa ein Vor- und Nebenraum der Kirche Maria Waldrast in Tirol geradezu übersät mit Sterbezetteln.

Doch geht es nicht nur um Sterbezettel, mit deren Besitz ja gleichsam eine namentliche Verpflichtung verbunden zu sein scheint. Auch andere Objekte der Frömmigkeitsübung können außer Gebrauch kommen und gleichwohl ihre Eigentümer mit einer Scheu belasten: mit der Scheu nämlich, den Gegenstand acht- und würdelos wegzuworfen und damit seine Vernichtung in Kauf zu nehmen. Hans Dünninger hat schon in den siebziger Jahren diese Bedeutungsklasse von ‚heiligen‘ Objekten erwähnt: alte und für materiell wertlos gehaltene Gebet- und Gesangbücher, Andachtsbilder, Marienstatuen und Kruzifixe, die er in Feld- und Nebenkapellen abgelegt fand. Deponia pia benannte er das Phänomen: „Reservat für zweitrangig gewordene religiöse Gegenstände“, wo etwas ‚Heiliges‘ zwar „der Mode geopfert, aber nicht vernichtet“ werde.

Es mag ja sein, daß in Zeiten, in denen Religion höheren Stellenwert hatte und verpflichtender war und die Umschlagsgeschwindigkeit der Moden geringer, solche Deponien nicht gebraucht wurden; es könnte sein, daß die allgemeine Inklination unserer Kultur zum Müll auch das Feld des Religiösen besetzt hat. Man ist indessen nicht schlecht beraten, wenn man die eigenen Urteile prüft und öfters wendet. Denn die Motive der Handelnden sind ja stets mehrfach geschichtet und überdies verbacken, und was klar an der Oberfläche zu liegen scheint, ist nur *eines* der Motive; wer weiß denn schon, welche anderen sich darunter verstecken. Die einfache Geschichte, die Peter Rosegger im Tagebuch des Jahres 1906 mitteilt, steht für tausend andere. Eine steirische Bauersfrau bringt der städtischen Sammlerin eine „alte Mutter-Gottes“, ein bunt bemaltes – wir würden sagen: naives – Schnitzwerk: „Mein Gott, bei ihnen daheim in der alten Hauskapelle sei es gestanden, gewiß schon hundert Jahre; ihr Großvater und Urgroßvater hätten schon ihren Rosenkranz davor gebetet. Jetzt, weil die Kapelle zusammenfalle, wolle sie das Bild vergeben.“ Sie akzeptiert den Gulden, den ihr die Volkskundlerin bietet – und der Schriftsteller ‚erschrickt‘ darob „nicht wenig“: „Ein wunderliches Zeichen der Zeit“, schreibt er ins Tagebuch, „s ist wirklich so, die alte Welt geht unter“, denn (und diesen Satz läßt Rosegger gar gesperrt drucken): „Die Bauern verkaufen ihre Götter.“

Wir verstehen, wenn der Dichter dazusetzt, die Geschichte habe ihn „nachdenklich“ gemacht. Doch sollen auch *wir* nachdenken und überlegen und uns nicht erschrecken lassen durch die Tatsache, daß Geld im Spiele ist – im Gegenteil: die

verdutzte Bauersfrau mußte ihr altes Stück in besonders pietätvollen Händen wissen, da ihr nicht nur die erwünschte Summe von vierzig Kreuzern, sondern der erwähnte stattliche Preis eines ganzen Guldens gegeben wurde. Vielleicht ist ja doch im Fond des Palimpsests, auf dem wir deutlich zu lesen glauben: Sie verkaufen ihre Götter!, die ältere Schrift zu erkennen: Sie *bergen* ihre Götter.

3.2. *Votivgaben-Ausschuß*

Der Überschuß und Ausschuß abgelieferter votivgaben an den Gnadenstätten der Wallfahrtsorte dürfte sich in der Moderne nur durch andere Quantität von alten Verhältnissen abheben, nicht aber qualitativ – will heißen: Zwar werden heute objektiv mehr Gaben deponiert, doch eben nur, weil die Besucherströme aufgrund des Bevölkerungswachstums stark zugenommen haben; prinzipiell aber hat auch in früheren Zeiten die Masse der herbeigebrachten Gegenstände die Ausstellungskapazität des Ortes überfordert. Periodische Aufräum- und Ausräumaktionen begleiten deshalb die Geschichte eines jeden Wallfahrtsortes, zuweilen durchaus auch gestützt durch Legitimierungsschübe ideologischer Art – so in der Aufklärungsepoche, wo man die ‚wenig schicklichen‘ Überreste der ‚Religionübungen‘ des ‚gemeinen Mannes‘ glaubte abtun zu müssen, oder in Zeiten eines ästhetischen Rigorismus, wo man den ‚guten Geschmack‘ zum Richter über den Wert der Frömmigkeit zu machen wußte. Jedenfalls müssen zu allen Zeiten riesige Mengen der frommen Gaben angefallen sein – wer je die Kerzenmassen im Lagerkeller einer der großen Wallfahrtskirchen (wie etwa Altötting) gesehen hat, wird den Eindruck nicht so schnell vergessen.

3.3. *Das ‚Vertun‘*

Es hat sich längst gezeigt, daß der Grad der ‚Heiligkeit‘ nicht dem ökonomischen Wert der Dinge entsprechen muß – auch die Kleiderspenden, die wir von manchen Sakralorten kennen, erinnern an diesen eigenartigen Sachverhalt. Während auf der einen Seite Angehörige des Adels und des wohlhabenden Bürgertums immer wieder einmal Schmuck und kostbarste Kleidungsstücke ‚verlobt‘ haben (sei es als Stück für die Schatzkammer eines Wallfahrtsortes, sei es zur Einkleidung des Gnadenbildes, also – wenn man so will – als eine Art Puppenkleid), weiß man auf der anderen Seite auch von gebrauchten, ja abgetragenen Kleidungsstücken, die an bestimmten Orten abgelegt, an Bäumen ‚angepflockt‘ oder über Kreuze, Heiligenfiguren oder Kruzifixe gehängt wurden. Der Innsbrucker Doktor und Professor der Medizin Joseph August Schultes

berichtet 1804 in seinem mehrbändigen Werk zur Glockner-Erstersteigung vom Kreuzifix auf dem Jochübergang des Kaiser Törls, „daß der Leib des Herrn Christus mit einer nahmenlosen Zahl von Tüchern, Hemden und Kleidungsstücken aller Art und Farbe überhangen war“, welche die Reisenden, wie er meint, teils „als Opfer der Dankbarkeit“, teils „in dem frommen Wahne, daß der Herr Christus hier eben so frieren müsse als sie“, angebracht hätten – und als wackerer Aufklärer kann er es sich nicht verkneifen, die Episode oder Sage von jenem armen Mann aus dem Heiligenbluter Tal anzuschließen, der die brauchbarsten Fetzen abgenommen habe mit der Begründung, „er glaube, daß seine Kinder mehr frieren als das Kreuz am Thörl“, und dem für diesen „Frevel“ fünfundzwanzig Stockstreiche verabreicht worden seien.

Dieter Harmening hat eine Reihe von Beispielen dieser Art – also von Deponien gebrauchter und dann an bestimmten Orten abgelegter Kleidungsstücke – zusammengestellt; und er hat angeraten, zu scheiden zwischen ‚Kleideropfern als besonders persönlichen und wertvollen Geschenken an das Heiligtum‘ und der Zurücklassung von Kleidungsstücken im Rahmen eines ‚Heilbrauchs‘, bei dem Kleider von Kranken und insbesondere von kranken Kindern am heiligen Ort abgelegt wurden in der Hoffnung und im Glauben, damit auch die Krankheit *selbst* „abzulegen“ und zu „vertun“ (ein Wort, das er aus dem fränkischen Sprachgebrauch nimmt): „Wie nun“, resümiert Harmening, „das mit der Krankheit gleichsam aufgeladene Kleid nicht irgendwo abgestreift werden kann, sondern an den dazu mächtigen Ort gebracht werden muß, so vergleicht sich dieser Heilbrauch dem des ‚Berührens‘: im ‚Berühren‘ kommt Macht her, im ‚Vertun‘ geht sie weg, im ‚Berühren‘ kommt sie als positive, im ‚Vertun‘ geht sie als negative, oder, so man will, als dämonische Macht.“ Wir aber begreifen aus diesem Zusammenhang, daß die ‚vertanen‘ Kleider keinerlei materiellen Wert haben und allein durch den Umstand bezeichnet sein mußten, daß sie mit dem kranken Körper in Berührung gekommen waren.

3.4. *Steine*

Spätestens das letzte Beispiel hat gezeigt, daß es so etwas wie einen religiösen Gebrauchswert gibt, der sich an anderen Maßstäben orientiert als der ökonomische Gebrauchswert eines Objektes. Vielleicht hat uns unsere Gewöhnung an die Kaufakte auch den Blick dafür genommen, daß es möglicherweise gar nicht so sehr auf die Unversehrtheit der Objekte ankommt, die in den Dienst des Rituals gestellt werden, als vielmehr auf diesen Dienst selbst – also auf die heilige Handlung. Das könnte heißen: Der Müll, der Abfall, das Abgetragene, Abgenützte verliert den Charakter des Schätzbigen und Nutzlosen durch Verwendung in der heiligen Handlung; oder, nochmals

anders gewendet: Das vermeintlich Wertlose verwandelt sich im heiligen Ritus zwar nicht in Gold, doch in heiligen Stoff. Das ist übrigens ein Gedanke, der in der Mahnung, Motivgaben nicht leichtfertig als Opfer zu bezeichnen, längst vorgebildet ist: das wirkliche Opfer sei durch materiellen Wert bezeichnet, den die Motivgabe keineswegs besitzen müsse.

So darf sowohl die Münze, die in eine Ritze des Gipfelfelsens geschlagen wird, als auch diejenige, die man in den Brunnen wirft, von geringstem Wert sein. Das Stoffliche, das die Christusfigur kleidet, kann sich vor aller Welt geflickt und abgenutzt zeigen; das Motivbild muß nicht die Kosten seiner Herstellung nachweisen – am Ende reicht gar das Niederlegen eines zuvor vom Boden aufgehobenen Steins, wie die Steinhäufen auf und um den Altar der Kapelle auf dem Mont Ventoux in der Provence zeigen. Zwar mögen die Stein-, Opfer'-Stätten, auf welche Marie Andree-Eysn vor hundert Jahren aufmerksam gemacht hat, ebenso wie die ‚Steinmänner‘ auf Berggipfeln noch etwas von alter Bußgesinnung und Bußtat erkennen lassen (indem sie uns die Mühe des Steintragens sinnlich zu vergegenwärtigen imstande sind); doch zeigt ihre Nacktheit zugleich auch an, daß das wirkliche Gewicht der Steine in der Gesinnung liegt, die sie fürs Ritual geeignet hielt – einer Gesinnung, die nun mit der Materie verbacken ist.

4. *Schätzungsschwankungen*

4.1. *Die Geschichte vom Konfirmationsandenken*

Ein Mann, der wenig Sinn fürs Alte und keine gute Erinnerung an seinen Vater hatte – dazuhin vielleicht auch noch ein wenig geizig war –, gab einem Altwarenhändler allerlei Gerümpel mit, unter dem sich auch so manches alte Bildwerk befand – daß er dem Händler für ein paar Pfennige auch noch den mit glitzerndem Stanniol und bunter Schrift aufwendig gearbeiteten, gerahmten Konfirmationsdenkspruch seines Vaters auf den Wagen legte, sollte er bald bereuen. Denn der Altwarenhändler verkaufte das Stück an einen Antiquitätenhändler, bei dem *wir* (die wir eine Ausstellung über frommen Wandschmuck vorbereiteten) es entdeckten – nichts von der ganzen Geschichte ahnend erbaten wir uns die Konfirmationserinnerung als Leihgabe und stellten sie aus.

Es kam, wie es kommen mußte: ein Nachbar des pietätlosen Sohnes war unter den Ausstellungsbesuchern und hatte natürlich nichts besseres zu tun, als diesem gleich

mitzuteilen, er habe den Konfirmationsspruch seines Vaters aufgestellt gesehen; und ob man denn ein solches Stück aus dem Haus gebe und öffentlich vorführen lasse? Dem in die Enge getriebenen Sünder drängte sich in der Not die ‚Erklärung‘ auf, das Bild sei ihm gestohlen worden; und diese Erklärung war ihm bald selbst so glaubhaft, daß er mit hochrotem Kopf in der Ausstellung erschien und wütend und lautstark die Herausgabe des ‚Diebsgutes‘ forderte. Selten hatte ein so einfaches Bildchen in so kurzer Zeit einen derartigen Wertzuwachs erfahren.

4.2. *Heißer und kalter ‚Bildersturm‘*

Äußerste Wertminderung indessen erfährt das heilige Bild in der Zerstörungswelle des ‚Bildersturms‘ – wiewohl es nicht allen Reiz verloren hat, im Gegenteil: die Aggression, die zur Vernichtung des heiligen Gegenstands drängt, hat sich an allerstärksten Reizungen aufgeladen. Es ist eigenartig, daß unsere landläufige Vorstellung vandalistischer Akte mit großer Selbstverständlichkeit die brodelnden, ungebremsten Affekte voraussetzt, weshalb wir ja auch von ‚Bilder-, Sturm‘ reden; wir haben nicht einmal ein Wort in Gebrauch, das die affektfreie oder wenigstens affektarme Bildzerstörung bezeichnen könnte – also die Vernichtung heiliger Zeichen und Gegenstände aus kaltem Kalkül. Die Sache selbst ist noch ungenügend untersucht. Doch gibt es neuerdings Funde – wie etwa den ‚Berner Skulpturenfund‘, ein scheinbar ganz ordentlich angelegtes Depot zerlegter Steinfiguren –, die keineswegs stets nur wild-wütend abgelaufene Akte in den reformatorischen Bilderstürmereien zur Voraussetzung haben, sondern die auch kühle, planmäßige Zerlegungs- und Zerschlagungsaktionen als wahrscheinlich erscheinen lassen.

Auf andere ‚Bilderstürme‘ ist noch zu wenig Interesse gelegt worden. Wie beispielsweise hat man sich jene Aktionen der Französischen Revolution vorzustellen, in denen christliche Bildwerke und Altäre entfernt und durch andere Kultensembles, etwa die Heiligen Berge, ersetzt wurden? Den Ausräum- und Aufräumkampagnen der Aufklärung, die ‚schicklicheren Vorstellungen‘ Vorschub zu leisten sich vorgenommen hatten, möchte man ohnehin kühlen Sinn unterstellen; und es ist ja wohl auch eine gehörige Portion Pragmatismus im Spiel (auch durchaus *ökonomisch* konditionierter Pragmatismus), wenn wir davon hören, daß die aufklärerischen Säuberungseiferer Altarwerke, die sie selber nicht mehr ertragen zu können glaubten, nach Tirol verschoben, wo sie erhalten geblieben sind – daß es nun Rückführungswünsche gibt, ist eine besondere Pointe in der Geschichte der Wertschätzungsschwankungen. Doch kann im Grunde schon jede Feldkapelle, die Objekte in (wie der häßliche kirchenjuristische Ausdruck sagt:) ‚Sekundärverwendung‘ aufgenommen hat (also Kultgegenstände, die

andernorts nicht mehr willkommen waren und doch nicht veräußert oder gar zerstört werden durften), solche Geschichten der wechselnden Bewertung erzählen.

5. *Vom Brennwert des Heiligen*

Vieles aber – das meiste wohl – ist im Lauf der Zeit aus dem unrunder Zirkelgang der schwankenden Bedeutungen herausgefallen. Schon die einfache Gegenüberstellung dessen, was an heiligen Dingen durch die Zeiten hinweg geschaffen worden, und dessen, was erhalten geblieben ist, läßt uns ahnen, daß ungeheure Mengen einst hoch geschätzter und heiliggehaltener Objekte verschwunden sind; und man muß annehmen, daß viele davon nicht einfach durch Verfall oder andere widrige Einflüsse (wie Wurmfraß, Fäulnis, Zersetzung der Farben, Rost) zugrunde gegangen, sondern bewußt zerstört worden und damit verschwunden sind, ohne Spuren zu hinterlassen. Der hohe Reiz, den die Spurlosigkeit bietet, hat unter allen Arten der willentlich herbeigeführten Zerstörung das Verbrennen stets als eine besonders günstige Art des Vernichtens erscheinen lassen. Von den Dichtern wissen wir, daß sie immer wieder einmal Entwürfe und Werke, die sie für unvollkommen hielten, verbrannten. Ein Exemplar von Hitlers unseligem Buch ‚Mein Kampf‘ ist bis heute in meinem Besitz, weil die Mutter es zwar im letzten Augenblick, bevor amerikanische Soldaten im März 1945 unser Haus durchsuchten, zwischen Zeitungspapier in den Ofen gesteckt hatte, dann aber doch zögerte, Feuer zu legen. (Wer weiß auch, ob das Buch, wenn sie wirklich noch angezündet hätte, in den schnell lodernden und schnell verlöschenden Papierflammen nicht ‚wunderbar erhalten‘ geblieben wäre wie weiland des seligen Johann Arndt ‚Paradiesgärtlein‘!) Der Vorzug, die beschämenden Spuren pietätloser Verwendung getilgt zu wissen, hat wohl von jeher eine Unmenge heiliger Objekte zu Asche werden lassen – zumal sich ja winters auch noch die Stube damit wärmen ließ; und jenem pietätlosen Sohn wären Lügen, Schmach und Kummer erspart geblieben, wenn er das Konfirmationsandenken seines Vaters verbrannt und nicht, von Geiz oder sonst einer Regung verführt, dem Altwarenhändler mitgegeben hätte.

Doch wabern im flüchtigen Vorgang des Verbrennens noch ganz andere Bedeutungen. Als im Vorbeigehn von jener Debatte die Rede war, derzufolge etwa ein Motivbild kein eigentliches ‚Opfer‘ sei, weil der Wert nicht materiell, sondern nur geistig-geistlich bestimmt werden könne, war schon der Gedanke vom immateriellen Surplus des Heiligen angelegt. In einem entmythisierenden Satz gesagt: Die Motivtafel im Ofen oder Herd heizt den Raum kein einziges Grad mehr als ein gleich großes, gleich schweres Brett von gleichem Holz. Das Heilige hat keinen Brennwert.

Doch läßt sich der Satz auch mythisierend sagen. Er lautet dann: Zwar heizt die Votivtafel nicht mehr als anderes Holz; doch ist das Verbrennen die würdigste, die dem Heiligen angemessenste Art der Zerstörung. Da wäre nun im einzelnen manches zu bedenken: Ehrwürdigkeit, kulturelles Alter, Gestalt und sonstige Sinnlichkeit des Feuers; der Schritt vom Ding zum Nichts als Umkehrung des Schritts vom Ungeschlachten zum Werk; die Transsubstantiation der Stoffe, der Rest der feinen Asche; Erinnerungen ans Opfer; Feuererscheinungen des Heiligen selbst; undsoweiter. Dergleichen ist wohl durch alle Zeiten empfunden worden, ohne daß man das hätte in der Schule lernen müssen.

Rosegger, um ihn noch einmal zu zitieren (jetzt aus seinem Tagebuch des Jahres 1911), hat zum Pietätsgefühl der einfachen Leute in seiner Heimat einige Sätze aufgeschrieben, in denen er am Ende auf die kulturelle Bedeutung des Verbrennens zu sprechen kommt. „Echte Pietät“, lesen wir, „knüpft sich an Dinge, die als Andenken an verstorbene Menschen vorhanden sind. Die ärmste, einfältigste Magd wird in ihrem Gewandkasten ein Andenken haben, das sie nur der Freundin zeigt und das sie selbst bloß an bestimmten Tagen betrachtet – sei es ein Heiligenbildchen von der Mutter oder ein hölzerner Rosenkranz vom Vater oder ein verblaßtes Seidentüchel von jemandem, den sie ‚auch einmal gern gehabt hat‘. Derlei gibt sie nicht weg, so lang sie lebt. ‚Dann sollen sie’s verbrennen.‘“ Und Rosegger fügt mit Betonung an: „Das Verbrennen ist im Volke der beliebteste Vernichtungsprozeß für geweihte Dinge“ (weshalb, diesen ironischen Kommentar kann er sich, der eigentümlich fortschrittliche Konservative oder konservative Fortschrittliche, nicht verkneifen, der Feuerbestattung eigentlich nichts im Wege stehe...).

Am Ende also, das lehren diese Erfahrungen und Betrachtungen, gibt es für den heiligen Ort, an dem die überflüssig gewordenen, aber immer noch heiligen Dinge – das heißt die mit geringem materiellen, aber hohem ‚geistlichen Brennwert‘ begabten Dinge – deponiert werden dürfen, nur eine einzige Steigerung: den Nicht-Ort nämlich, das Nichts, die Auflösung von Ding und Ort, auch die Löschung von Materie *und* Bedeutung im geheimnisvollen, wundersamen Prozeß des Verbrennens; und es ist denkwürdig (und in seiner tiefsten Bedeutung wohl auch von aller Religionswissenschaft noch nicht richtig bedacht – vielleicht, weil sie erschrecken müßte?), daß selbst vom Heiligen nichts übrig bleibt als ein bißchen Wärme und weißliche Asche, die das leiseste Lüftchen verweht.

Literaturhinweise

- Christine Aka*: Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens. Detmold 1993.
- Dies.: Wegwerfen tabu? Zeichen katholischer Sinnwelten im Säkularisierungsprozeß. In: Rolf Wilhelm Brednich u. Heinz Schmitt (Hgg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe 1995. Münster usw. 1997, 427-434.
- Wolfgang Brückner*: Volkstümliche Denkstrukturen und hochschichtliches Weltbild im Votivwesen. Zur Forschungssituation und Theorie des bildlichen Opferkultes. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 59 (1963), 186-202.
- Hans Dünninger*: Deponia pia. In: Jahrbuch für Volkskunde, 1 (1978), 238-240.
- Cécile Dupeux, Peter Jezler u. Jean Wirth* (Hgg.): Bildersturm. Wahnsinn oder Gottes Wille? München 2000.
- Dieter Harmening*: Fränkische Mirakelbücher. In: Würzburger Diözesangesichtsblätter, 28 (1966), 25-240.
- Hans-Christian Harten u. Elke Harten*: Die Versöhnung mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder, heilige Berge und Tugendparks in der Französischen Revolution. Reinbek 1989.
- Lenz Kriss-Rettenbeck*: Ex voto. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum. Zürich, Freiburg im Breisgau 1972.
- Ludolf Kuchenbuch*: Abfall. Eine Stichwortgeschichte. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Kultur und Alltag. Göttingen 1988, 155-170.
- Alfred Messerli*: Die Errettung des *Paradiesgärtleins* aus Feuers- und Wassernot. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung, 38 (1997), 253-279.
- Reinhard Rampold*: Kapellen in Tirol. Innsbruck, Wien 2003.
- Peter Rosegger*: Heimgärtners Tagebuch. Leipzig 1913.
- Martin Scharfe*: Müllkippen. Vom Wegwerfen, Vergessen, Verstecken, Verdrängen; und vom Denkmal. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, 3 (1988), H. 1, 15-20.
- Ders.: Erste Skizze zu einer Geschichte der Berg- und Gipfelzeichen. In: Siegfried Becker, Claus-Marco Dieterich (Hgg.): Berg-Bilder. Gebirge in Symbolen – Perspektiven – Projektionen (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 35 [1999]). Marburg 1999, 97-124.
- Ders.: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar 2002.
- Ders.: Letzte Dinge. In: Joachim Kallinich, Bastian Bretthauer (Hgg.): Botschaft der Dinge. Berlin 2003, 166-174.
- Joseph August Schultes*: Reise auf den Glockner. 3. Theil. Wien 1804.
- Sonja Windmüller*: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Münster 2004.
- Matthias Zender*: Grabbeigaben. In: ders.: Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erläuterungen. Bd. 1 zu den Karten NF 1-36. Marburg 1959-1964, 233-380.

